



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Frankfurt am Main.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Von den Gedichten, die uns noch übrig bleiben, können wir nur wenig sagen. Die Reminiscenz drängt sich sehr stark bei ihnen vor; wir finden überall Anklänge an bestimmte Muster, überall mehr Talent für Form, mehr Intention und allenfalls auch mehr Bildung, als wirklichen Drang der Empfindung. Am meisten möchte von dem letzteren noch bei Honegger zu finden sein, dem es zuweilen gelingt durch eine ausgeführte Schilderung ein lebendiges Bild in unserer Seele zu erregen. An Bildung möchte er eher den Uebrigen nachstehen und es widerfahren ihm in dieser Beziehung zuweilen Mißverständnisse, die über die Grenzen des Erlaubten gehen. Wenn er z. B. Marius auf den Trümmern von Carthago schildern will, so muß er sich vorher nach den genaueren Umständen der Situation erkundigen, sonst verfehlt das Gedicht seine Pointe. Allein trotz dieser Ausstellungen finden wir doch einen Rest von wirklich poetischem Wesen in ihm, der bei sorgfältigerer Pflege zu gediegenen Leistungen hätte führen können.

Wir glauben mit dieser Skizze unserer Pflicht der lyrischen Dichtung gegenüber für eine Zeitlang Genüge gethan zu haben. Es drängen sich uns zuviel allgemeinere und stärkere Interessen auf, als daß wir nicht diesen bloßen Ergüssen individueller Gemüther eine etwas geringere Aufmerksamkeit zuwenden könnten. Wir sprechen zum Schluß noch den Wunsch aus, daß unsere Lyriker, um sich der stofflosen Empfindung zu entziehen, immer an bestimmte Gegenstände halten möchten, und empfehlen in diesem Sinn die Gattung des romantischen Epos, aber nicht in der nachlässigen rhapsodischen Weise Lenau's, sondern in der sorgfältig ausgearbeiteten Kunstform Walter Scott's.

Nus Frankfurt am Main.

Frankfurt ist reizend im blüthenvollen Maigrün seiner Gärten und Anlagen. Der Fremdenstrom fließt zwar noch als sehr mäßiger Fluß. Aber die Bäder der Nachbarschaft haben ihre Sommersaison pünktlicher am 1. Mai begonnen, als die Natur. Homburg decorirte die Säle seiner gold- und silberbeblühten Wiese, die bekanntlich auch im Winterschnee blüht, mit noch üppigerer Pracht denn früher. Im Publicum behauptet man überdies, die Spielpächter hätten sich gemeinnützigen Sinnes sehr stark an der „Darmstädter Bank für Handel und Industrie“ betheiliget, an deren Spitze wir alle schutzöllnerischen Elemente des weiland „Vereins zum Schutze deutscher Arbeit“, erblicken, während das ganze Institut immer nackter als Filialgeschäft der Pariser „Caisse mobilière“ auftritt. Kann man wohl eine unparteisichere Vielseitigkeit denken? Abseits von den Spielbädern birgt sich Soden in einem reizenden Thale der Taunusabsenkung. Es war ehemals ein Frankfurter Dorf, ist aber schon seit mehr als einem Jahrhundert nassanisch. Die Frankfurter

sind ihm treu geblieben und zwar vielleicht gerade deshalb, weil die Sodener Gemeinde niemals die Errichtung einer Spielbank geduldet hat. Darüber ist das ehemalige Bergdorf ein zierlicher Flecken von solider Wohlhabenheit geworden, während aus dem Glanze der Spielbäder kein Reichthum der Bevölkerung aufblüht und die steigende Entfittlichung ein stehendes Thema öffentlicher Besprechung bildet. Welche Rückwirkungen gerade durch diese Nachbarschaften auf Frankfurts Eigenthumsunsicherheit geübt werden, ist durch die Zeitungen zur Genüge bekannt. Gewisse Stimmen gewisser Parteien scheinen sich sogar das Wühlen in Frankfurts Verbrechersstatistik zur Aufgabe zu machen. Um jedoch ihr *Ceterum censeo*: es muß eine Centralbundespolizei eingerichtet werden! ungenirt erschallen zu lassen, machen sie die Frankfurter Polizei allein verantwortlich. Der dreijährige Turnus ihrer Oberleitung ist sicherlich ein Uebelstand, welcher indessen durch die Ernennung eines ständigen Polizeidirectors leicht zu beseitigen wäre. Unmöglich wird es dagegen bleiben, die Ausfluthung der Abenteuerer und Glücksritter aus den Spielfälen nach Frankfurt zu hindern, noch unmöglicher die im Anblicke des fliegenden Goldes verarmte Bevölkerung der Nachbarschaft von Frankfurts Thoren abzuhalten. Manches könnte vielleicht eine strengere Criminalgesetzgebung thun. Eben so viel sicherlich die endliche Einführung des Geschworenengerichts, dessen Präsident seit etwa vier Jahren ernannt und besoldet ist. Wenn man dagegen die Umstände der in den letzten Monaten so vielfach verübten Verbrechen gegen die Sicherheit der Person und des Eigenthums unbefangen in's Auge faßt, so erkennt man klar, daß Präventivmaßregeln auch des besten Polizeiorganismus ohnmächtig gewesen sein würden. Die Schwierigkeit der Entdeckung und Verfolgung der Verbrecher liegt aber in den allerwärts so nahen Grenzen der ineinanderlaufenden Staatsgebiete. Man braucht nur die Landkarte anzusehen, um die Masse von zeitraubenden Prozeduren zu ermessen, von denen die Verfolgung jedes verdächtigen Individuums gehemmt wird. Würde nun eine Bundespolizei unbeirrt in den Souveränitätsgebieten herumgreifen dürfen? Die Gegnerschaft, welche jedes energische Eingreifen des Bundes so schwierig macht, würde auch auf diesem Gebiete nicht fehlen. Auf die Strolche, Gauner und Diebe scheint es übrigens bei den Gönnern der Bundescentralpolizei nur beiläufig abgesehen. Dagegen könnte die arbiträre Gewalt eines solchen Instituts, wenn sie in die gewünschten Hände gelegt wurde, gar förderlich sein, um auch in Frankfurts Presse und öffentlichem Leben nur mehr eine Meinung, ein Princip, eine Politik zu Werke kommen zu lassen. Ringsum ist's gelungen. Warum sollte es nicht auch hier möglich sein? — Ganz abgesehen von solchen Nebenfragen und Parteiplänen, ist es erfreulich, daß in der That die Diebstähle, Einbrüche und Gaunereien während der letzten Wochen sich bedeutend vermindert haben, nachdem der Behörde gelungen ist, mehrere große Genossenschaften von Bagabonden aufzuheben. Auch scheint man dadurch der Entdeckung vieler im verflossenen Winter verübten Verbrechen

näher gerückt. Aber die moralische Wirkung ihrer Aburtheilung wird freilich fehlen, so lange sie nicht von Geschworenen vollführt wird.

Die Erklärungen der katholischen Bischöfe gegen die Regierungen der ober-rheinischen Kirchenprovinz haben auch in unserer Stadt die Wirkung nicht verfehlt, welche sie allenthalben gehabt haben, wo confessionell gemischte Bevölkerungen unter politisch paritätischen Verhältnissen zusammenwohnen. Die künstlich emporgestachelten Mißhelligkeiten schweigen, da sich so klar herausstellt, wohin der angebliche Eifer für die Lehre „Gottes“ zielt. Denn leider kanns ja auch dem Befangenen nicht mehr unklar sein, daß in diesem Kampfe gleichermaßen unter täuschenden Bannern gefochten wird, wie im „Jahre der Tollheit“ von den Parteien des radicalsten Umsturzes. Man hat sich der Gegenerklärungen Württembergs, Badens, Nassaus aus rechtem Herzen erfreut. Aber man traut der klerikalen Partei allerdings auch zähe Energie genug zu, um den Kampf von Worten zu Thaten zu treiben. Als Vorgesecht betrachtet man die Art, wie jetzt Herr Beda Weber in die erste nassauische Kammer zu dringen sucht. Die größere Hälfte der nassauischen Bevölkerung ist katholisch, und der Klerus hat dort im Flachlande noch einen ziemlichen Einfluß: das Terrain zur Attaque ist also nicht schlecht gewählt. Bekanntlich nun verlangte der Limburger Bischof, daß Herr Beda Weber als sein Stellvertreter in der ersten Kammer zugelassen werde. Die Regierung schlug das Verlangen ab, da Herr Weber weder das nassauische Staatsbürgerrecht, noch eine andere Berechtigung zu dieser Stellung besitzt. Giltigst wurde eine Agitation im Flecken Weilbach zu Stande gebracht, welche Herrn Weber das Bürgerrecht verlieh, während der Bischof sein Verlangen beschwerend an die erste Kammer brachte. Die ultramontanen Neigungen derselben ließen die Regierung erklären, daß sie ihren Commissar zurückziehen werde, wenn die bischöfliche Eingabe Gegenstand einer Kammerverhandlung werde. Ohne Regierungscommissar kann aber eine solche nicht stattfinden. Die allerwärts für die ober-rheinischen Bischofserklärungen angestrebte, aber mißlungene Agitation ward nun auf diese specielle Streitfrage gewendet, und eclatirt in einigen mühselig zusammengebrachten Zustimmungsadressen an den Bischof von Limburg wegen seiner „Festigkeit in der Verfechtung der Rechte der Kirche“. Unterdessen wird der Gemeinde Weilbach nachgewiesen, daß sie Herrn Weber gar nicht zu ihrem Bürger ernennen könne, weil er eben nicht Nassauer Staatsbürger ist. Herr Beda Weber behauptet dagegen: er habe das Staatsbürgerrecht dadurch, daß er Domherr in Nassau sei. Und um die Sache durchzusetzen, scheint er im Begriffe, seinen Domherrnstz einzunehmen, während die Frankfurter Stadtpfarrergeschäfte einem Vicar übertragen werden sollen. Erreicht Herr Weber seinen Zweck, so werden wir in andern Staaten die Consequenzen bald empfinden. Der katholische Klerus hat denn thatsächlich das deutsche (europäische) Staatsbürgerrecht überall, wo es den geistlichen Oberrn beliebt. Er kann fortan jeden beliebigen Kleriker in jede

Landesvertretung bringen, worin die katholische Kirche repräsentirt ist. Der betreffende Kleriker braucht nur einen kirchlichen Titel im betreffenden Lande zugeheilt erhalten, der eigentliche Repräsentant ernennet ihn zu seinem ständischen Stellvertreter, und die Sache ist abgethan, ohne daß der Staat fürderhin ein Abwehrmittel gegen solche eigenmächtige Verfügungen der Leiter des geistlichen Staates im Staate hat. Vom Verhalten Nassaus hängt also jetzt zunächst die locale Entscheidung einer der wichtigsten kirchenstaatsrechtlichen Fragen ab. Gerade beim Kampfe des katholischen Klerus gegen die Machtbefugniß des Staates darf man aber nicht eine Secunde den warnenden Jureur aus Junius „Briefen“ außer Acht lassen: „Ein Vorgang erzeugt die andern, sie häufen sich schnell und werden zum Gesetz, was gestern eine Thatsache war, ist heute Doctrin; Beispiele gelten für Rechtfertigungen der gefährlichsten Maßregeln und wenn sie nicht genau passen, wird der Mangel durch Analogie ersetzt.“

Man mag die imminente Gefahr vom Vordringen klerikaler Anmaßungen gegen das staatliche Oberhoheitsrecht unter mittel- und norddeutschen Verhältnissen vielleicht minder empfinden, als wir hier auf den Grenzbreiten des begonnenen Kampfes. Aber die Verordnung der römischen Bischöfe gegen die gemischten Ehen in Preußen offenbart erschreckend das letzte Ziel. Es ist höchst charakteristisch, daß bloß der Bischof von Trier die öffentliche Verlesung des Documentes gewagt hat, welches, wenn's überall zur Ausführung käme, die allmähliche Extinction aller nichtkatholischen Confessionen zur Folge haben müßte. Denn Trier verknüpft die vom Oberrhein hinabsteigende Kette des klerikalen Kampfes gegen den Staat mit den französischen und niederländischen Verbündeten in einer Landschaft, von deren romanischen Neigungen wol mancherlei Unterstützung zu hoffen ist. Solchen Erscheinungen gegenüber ist's um so mehr bedenklich, wenn man in der protestantischen Kirche immer neue Zersplitterungen, unter ihren Bekennern immer neue Scheidungen Platz greifen sieht. Auch in Frankfurt sind sie nicht fremd, und in näherer oder fernerer Umgebung arbeitet der Pietismus proselytisch bis zum Neuesten. Diese Bestrebungen werden aber vom Ultramontanismus mit Freuden begrüßt. Während dessen Hauptorgan, „die deutsche Volkshalle“ zu Köln, sich gegen alle Staaten mit protestantischer Regierung in entschiedenster Opposition verhält, trieft sie von Lobeserhebungen und Beifallrufen für das Hassenpflug-Bilmarsche System im Staats- und Kirchenleben. Am Gefährlichsten beim heutigen Stande der Dinge sind jedoch jedenfalls eclatante Differenzen in protestantischen Kreisen, wenn nicht Principien, sondern Autoritätsstolz sie erzeugt. Wir sehen einen dahin bezüglichen Streit in unsren Matern über die Volksschulen zwischen einigen Mitgliederu der gesetzgebenden Versammlung und einigen Pfarrern, welche ihre consistorialrätbliche Würde durch gemeinnützige Anträge und allgemeine Bemerkungen persönlich verletzt meinten. Sie begannen ihre Abwehr literarisch mit einer Verdächtigung der

Abfichten ihrer principiellen Gegner. . . Vorüber an diesem über Alles unerquicklichen Thema!

Mit der am Bundestage nicht vor-, nicht rückwärts schreitenden Liquidationsfrage kann sich wol ein späterer Brief beschäftigen. Indessen ist die Erklärung der „Desterr. Correspondenz“ über Oestreichs Vorrechnung für seine militairischen Anstrengungen in den Jahren 1848 und 1849 interessant genug. Sie deducirt, es sei bundesrechtlich indifferent für die definitive Kostenübernahme, ob ein Bundesstaat für Bundeszwecke und im Bundesauftrag militairische Mehrausgaben gemacht habe oder nicht. Die Schlachten von Novara und Temesvar sollen „den deutschen Steuerpflichtigen nicht in Berechnung gebracht werden“, wenn die andern Bundesstaaten ihre Mehrausgaben für militairische Bundeszwecke in jenen Jahren gegenseitig streichen würden. Das heißt sonach: wenn sie Oestreich auch noch seiner bundesgemäßen Beiträge zu den militairischen Anstrengungen des Bundes in jenen Jahren entbinden, wo es weder im Kampfe gegen Dänemark, noch zur Erhaltung der innern Sicherheit im Bunde, irgend eine materielle Bundespflicht zu erfüllen in der Lage war. Also sollen die Bundeskosten jener Jahre nur von den nichtösterreichischen Bundesgliedern getragen werden. Dagegen hütet sich jene Deduction der Desterr. Corr. sehr flüchtig, irgend eine Verheißung dafür zu geben, daß Oestreich nicht nachträglich eine wirkliche Liquidation für seinen kurhessischen und norddeutschen Expeditionszug vorlegen werde. — Discite moniti!

Pariser Briefe.

Das Eisbrücken.

Plutarch sagt irgendwo, daß ihr Bedürfniß zu lieben die Menschen zur närrischen Anhänglichkeit an Hunde und andere unvernünftige Bestien treibt, wenn sie keinen würdigeren Gegenstand finden. Gefangene, die mit Spinnen und Ratten Freundschaft schließen, alte Jungfern, die sich in Hunden, Katzen und Papageien eine Familie schaffen oder eine eingebilddete Nachkommenschaft, sind keine so seltenen Erscheinungen, als daß sie eine besondere Abhandlung verdienen. Wir sehen diese unter gewissen Umständen rührenden Thorheiten an uns vorüberziehen, ohne daß sie uns besonders auffallen — aber ganze Nationen und die Gebildetsten unter ihnen sich wie alte Jungfern mit Spielen einer krankten Einbildungskraft ernstlich beschäftigen zu sehen, das ist ein Schauspiel, das nur in unserer müden Zeit der Abspannung möglich ist. Europa hat nach dem kurzen Rausche einiger begeisterter Momente den elendesten Katzenjammer im Leibe, und